

PATRICIA GÖRG

HANDBUCH
DER
ERFOLGLOSEN

Jahrgang zweitausendundelf

BERLIN VERLAG

ZUM GELEIT

Kalenderwochen, Exkursionen, Fallgeschichten – mit ihnen durchquert dieses Buch ein Wissensgebiet, über dem wie über dem Eingang zum Centre-Court in Wimbledon die Gedichtzeilen von Rudyard Kipling stehen könnten: *If you can meet with Triumph and Disaster / And treat those two impostors just the same ...**

Gleichmut ist aber vor allem vonnöten für jene Erfolglosigkeit, für jene sanfte, lebensimmanente Form des Scheiterns, die jedem widerfährt, und sei er noch so weit gekommen. Sie ist das eigentliche Wissensgebiet, das wir durchqueren.

In den Kalenderwochen des »Jahrgangs zweitausendundelf« finden sich stürzende Männer (Blender, Despoten, Schürzenjäger und Riesen), die über die Teppichfalten des Heute, Gestern oder Morgen stolpern, stürzende Börsenwerte und eine Sammlung von Katastrophen und Kleinigkeiten aus aller Welt.

Meine Exkursionen führen in Vorträge und Lesungen, Ausstellungen und Kinos, in denen die Welt besungen, zerfetzt, geklebt, durchleuchtet – also bearbeitet wird.

Die Fallgeschichten schließlich erzählen vom Webmuster der Ereignisse, von wiederkehrenden Motiven auf dem Teppich, über dessen Falten wir stolpern.

Und von draußen, von außerhalb unseres Himmelskörpersystems, lugen ab und an Exoplaneten herein in dieses Handbuch.

* *Wenn du Triumph und Katastrophe begegnen kannst / und diese beiden Hochstapler gleich behandelst ...*

KW 1

Tausende Rotschulterstärlinge fallen in der Neujahrsnacht in einer US-amerikanischen Kleinstadt tot vom Himmel.

Auf den deutschen Straßen liegen leere Feuerwerksbatterien und die Worthülsen des Vorjahrs im Schnee: Verbraucht und durchnässt gammeln »Bringschuld« und »Holschuld« neben dem »Wutbürger«.

Die Züge fahren nicht
Die Eier sind giftig

In Australien ist eine Fläche überschwemmt, so groß wie Deutschland und Frankreich zusammengenommen. Einwohner sitzen auf den Treppen ihrer Häuser, winken dem Hubschrauberpiloten zu. Sie bewachen ihr Hab und Gut. Krokodile, Kröten und Schlangen schwimmen in der braunen Brühe.

Der ewige Kommunarde Rainer Langhans (70) bestätigt, dass er ins RTL-Dschungelcamp einziehen wird. Er sieht die Entwicklung der ganzen Gesellschaft in Richtung auf eine große Kommune. Er sagt: »Die jungen Menschen sind mehr im Internet als hier. Das Internet ist die große Kommune, es ist genau das, was wir damals gewollt haben.« Am Tag, an dem dieses Interview erscheint, findet morgens eine Sonnensichelfinsternis statt.

China meldet, Atommüll so aufarbeiten zu können, dass die eigenen Uranbestände jetzt noch bis zu dreitausend Jahre ausreichen. Außerdem erschwert das Land dem Westen den Zugang

zum Rohstoff »Seltene Erden«. Wirtschaftsminister Rainer Brüderle drängt den chinesischen Vizepremier Li Keqiang, den Export dieser seltenen Metalle, die für Computer, Monitore und Akkus unverzichtbar sind, nicht wie angekündigt um fünfunddreißig Prozent einzuschränken. Beide treten anschließend vor die Kameras und lächeln, aber nur Li ist munter genug, um auch noch grüßend die Hand zu heben.

Im javanischen Hinterland greifen Islamisten Schattenspieltheateraufführungen an.

VORSTOSS INS INNERSTE DER MATERIE heißt ein Vortrag, den der Direktor am Max-Planck-Institut für Physik, Prof. Dr. Siegfried Bethke, hält. Bethke räuspert sich beinahe ununterbrochen, aber es gelingt ihm trotzdem, den Elementarteilchenzoo an die Leinwand zu werfen und zu beschreiben, dem die Physiker mittels des Teilchenbeschleunigers CERN nachspüren. Er berichtet vom Urknall bis zum Augenblick eine Sekunde danach und vom siebenundzwanzig Kilometer langen Tunnelring, hundert Meter unter der Erde, in dem Situationen wie kurz nach dem Urknall noch einmal nachgestellt werden. »Eine Million Kollisionsereignisse pro Sekunde, und das zwanzig Jahre lang«, freut sich Bethke.

Vielleicht hilft das weltweit größte und komplexeste Unternehmen der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung, folgende schmerzlich offenen Fragen zu klären: Warum gibt es uns eigentlich (denn Antimaterie hätte die Materie gleich zu Anfang vernichten müssen)? Was sind dunkle Materie und dunkle Energie, die immerhin fünfundneunzig Prozent des Universums ausmachen? Existieren verborgene Raumdimensionen? Wie könnte die vereinheitlichende Feldtheorie, also die Weltformel aussehen, nach der schon Einstein verzweifelt suchte?

Um das zu erkunden, wurden Monstren in Kavernen versenkt: Auslesegeräte, schwer wie der Eiffelturm und so kompliziert konstruiert, dass sie die Ultima Ratio heutiger Möglichkeiten darstellen. Der größte von ihnen, ATLAS genannt, verwandelt einen danebenstehenden Menschen in eine Kleinigkeit, soll aber

Spuren von Dingen finden, für die der Begriff Kleinigkeit in jeder Hinsicht eine Grobheit wäre. Der Logik zweier grotesk miteinander verbundenen Sphären gehorchend, blähen die Instrumente sich immer extremer auf, je weiter sie ins extrem Kleine vordringen. Der Titan ATLAS stemmt also das gegenwärtige Standardmodell der Physik, soll es halten und untermauern, soll es ergänzen um Erhofftes und Unerhörtes, lässt es womöglich jedoch im Laufe der Forschungen fallen.

Und es wird geforscht: Beschleuniger und Detektoren arbeiten. »Die Daten kommen mit 7,5 Nanosekunden Abstand rein«, so Bethke, »und ein Millionstel von ihnen wird aufgezeichnet.« Routiniert räumt er ein, bislang sei nichts Neues entdeckt.

Der Erwartungsdruck ist riesig: Solch eine titanische Versuchsanordnung, die Hypothesen durch Filter treibt, sollte wenigstens unser Weltbild erneuern, um sich zu rentieren.

Siegfried Bethke aber, frei von Renditezwängen, gesteht gelassen, am spannendsten wäre die Lage für ihn, falls der große Beschleuniger überhaupt nichts Neues fände, denn Bewegung in die Teilchenphysik käme auch dann – eine andere zwar als die erhoffte, aber vielleicht sogar eine interessantere.

Um in Erinnerung zu rufen, wie wichtig Grundlagenforschung ist, zeigt Bethke einen Cartoon, in dem der Vater seinem Sohn erklärt, die Sonne ginge nur deshalb auf, weil sich morgens die Luft erwärme und sie mit nach oben trüge, und sie sinke abends wieder herab, weil die Luft dann abkühle. »Und warum wandert sie von Ost nach West?«, fragt der Knabe. »Sonnenwind«, lautet die Antwort.

Obwohl dieses Späßchen nicht viel mit jener galaxienweit von jeder Alltagserfahrung entfernten Welt zu tun hat, in welcher die CERN-Physiker nach Erkenntnissen suchen, merke ich, wie ich Bethke um seine gute Laune beneide.

Am meisten beneide ich ihn um die scheinbar unkündbare Ge-

borgenheit in seiner Materie: um die Fraglosigkeit von Fragestellungen, um Aufgaben, die nicht er sich stellen muss, sondern die sich ihm stellen. Um Befunde, die er in allgemein gültige Formeln konvertieren kann, während in der Kunst jeder seine eigene Währung ausgibt. Um seinen Arbeitsplatz in einem solchen festumrissenen mentalen Bezirk. Aber auch um seine Kollision mit den sagenhaften Abgründen der Leptonen, Quarks und vielleicht dereinst Higgs-Bosonen – einem Zusammenprall mit Elementarteilchen, bei dem sein Kopf vermutlich niemals hohl klingt.

So stößt er vor ins Innerste der Materie.

Während der Professor, sympathisch und zuversichtlich, sich immer wieder räuspert, hat ein guter Geist hinter seinem Rücken ein Glas Wasser auf das Pult gestellt. Er bemerkt es lange nicht.

SIMON MAGUS

Muskelmann Simon Magus sitzt vor zwei Handvoll Leuten in einer Literaturwerkstatt und klopft die Versfüße Daktylus und Trochäus auf den Tisch.

Er beherrscht die antike Metrik wie die Verstellung, denn sein wahrer Name ist Johnny Barto Smith.

Gestern hat er vor mehr als tausend Leuten Klavier gespielt.

Alle Augen hingen an dem Hünen, während er spinnenbeinzart die Tasten des Instruments anschlug und sich selbst und das Publikum in Sensibilitäten einwob. Hier hängen wieder alle Augen an ihm.

Magus lebt doppelköpfig. Seine Karriere als Pianist hindert ihn nicht daran, täglich viele Stunden an einem eigenen Werk weiterzuschreiben, aus dem er jetzt vor verschwindend wenigen Menschen liest.

Er liest ein Gedicht, das im Rhythmus von Daktylen und Trochäen über die Sterne klagt, sich dann lächelnd aufgegangenen Schnürsenkeln zuwendet.

Die Versfüße arbeiten. Sie folgen dem, was ihnen auf dem Tisch vorgeklopft wurde. Und Simon Magus gerät fast beiläufig, ohne jede Ekstase, ins Levitieren. Während er vorträgt, was er geschrieben hat, löst er sich aus dem Stuhl und beginnt vor dem Fensterausschnitt des Abendhimmels und dessen eiskalten Sternen zu schweben, macht keinerlei Aufhebens darum, fährt fort, zu rezitieren, wobei die Lyrismen eines derart starken Mannes nicht nur die Schwerkraft, sondern auch andere Gesetze der Lüge überführen:

So muss der Geist offenbar weder in Hungerleidern noch in bebrillten Handtüchern wohnen. Er wohnt, wo er will. Und zieht er in grimmer Zärtlichkeit ein in einen, der sich gegen Schwäche wehrt, indem er Kraft trainiert, so ist der Geist dort keineswegs schlechter aufgehoben als in schwächeren Körpern. Vielleicht lebt er sogar lieber an einem geräumigen Ort.

Magus liest. Mit antikem Schwung setzt er über zu heutigem Leiden.

Er gestikuliert, schwingt mit dem Gelesenen mit.

Seine Haltung angesichts des beinahe leeren Raums ist muster-gültig.

Konzentriert lässt er sein Publikum glauben, was es sieht und hört: den Relativismus echter Dichtung.

Sterne, an Schnürsenkeln aufgehängt, schweben durchs Bild.

Zeit vergeht. Manchmal verlagert der eine oder andere sein Gewicht auf dem Stuhl, um weniger schmerzhaft zu sitzen, denn die Auswahl dessen, was Dichtung sein könnte, wächst sich aus zum Epos, das zu balancieren dem Levitierten nicht mehr ganz so leichtfällt. Hinter Wendungen, die viel miteinander verketteten, glauben zwei Handvoll Leute allmählich Muskelkatergrimassen zu entdecken.

Johnny Barto Smith alias Simon Magus ist zu Hause auf einer Ranch in Florida. Dort lässt er sein Werk in Stein meißeln. Zwin-kernd will er überdauern, indem er 3367 Granitstelen errichtet, die seine Dichtung tragen, wohl nur langsam verwitternd unter der ewigen Sonne, 3367 Granitstelen, konzeptionell verteilt im Imaginären, das in Florida immer ein trockengelegter Sumpf ist. Smith braucht also keinen Verleger, sondern Steinmetze.

»Warum 3367 Stelen?«, werden sie fragen. »So viele Male ist

der Name Gottes im Alten Testament umschrieben«, würde er antworten, falls er seine Spielregel preisgibt. Buchstabe um Buchstabe seines Werks gelangt also in ein vielfaches Monument, das gotteslästerlich haltbar aufragt – und doch nur ein multiplizierter Grabstein ist, wie Johnny Barto Smith ohne Zweifel weiß.

3367-mal wird er gegen dieses Wissen anrennen und es gleichzeitig bewahren.

Ein Hüne trotz dem Markt, der sein Werk nicht vervielfältigen will, indem er Granit aufstellt, zwischen dem der Wind hindurchfährt und singt.

In der Literaturwerkstatt schaukeln die Füße des Dichters vor den Augen des Publikums. Noch hält er sich in der Luft. Silben, lang oder kurz betont, Daktylen und Trochäen, viele von ihnen mit antiken Anspielungen befrachtet, füllen den Raum.

Doch das Schwingende hat sich unversehens in Kraftmeierei verwandelt.

Wie ein Autodidakt, der sich maßlos an seinem Können be rauscht, gerät der Mann, der den Künstlernamen eines Zauberers trägt, zurück in die Schwerkraft.

Petrus bat Gott, den geschwätzigen Schwebler Simon Magus hart zu strafen: Dreifach möge er sich den Schenkel brechen. Simon Magus wurde mit Steinen vom Himmel geholt.

KW 2

Videobotschaft: Auf einer blau ausgeschlagenen Bühne, zwischen schlaffen Fahnen, erscheinen drei Gespenster. Sie sind gründlicher verkleidet, als für das Kinderspiel »Schokolade auspacken« nötig wäre – ein Spiel, bei dem man sich so schnell wie möglich Mütze, Handschuhe, Schal und Mantel anziehen muss, um mit Messer und Gabel eine eingepackte Tafel Schokolade aufzuessen.

Diese Gespenster tragen eine weiße Ku-Klux-Klan-Gesichtsmaske unter ihren schwarzen Baskenmützen, könnten also gar keine Schokolade essen, da ihre einzige Verbindung zur Außenwelt ausgeschnittene Augenlöcher sind. Aus denen blicken sie in die Kamera.

Mundlos dumpf versprechen sie unter den weißen Tüchern hervor Waffenstillstand. Hinter ihnen, an der Wand, ihr Emblem: Die Schlange der List ringelt sich um die Axt der Gewalt, und doppelzünftig heißt es »Vorán auf beiden Wegen« – Dialektik der ETA, die glaubt, auf blauer Bühne eine listige Inszenierung abzuliefern.

Wie Geister der Ahnen, wie gesichtslose Abgesandte der mehr als 850 durch ihren Terror Getöteten sitzen drei schwarz-weiße Kapuzenmänner ver mummt an einem Tisch und spielen sich selbst hinter ihrer Maske vor, sie könnten eines schnellen Tages das autonome Baskenland auspacken wie eine Tafel Schokolade.

Die Gespenster recken die Fäuste, treiben Mummenschanz zwischen schlaffen gelb-roten Fahnen.

Ein grell ausgeleuchtetes Bild: mit atavistischer Axt nur in den Grundfarben gemalt, aus denen alles andere erst noch gemischt werden müsste, um in den Blick zu bekommen, was sich außerhalb der Bühne verästelt und ohne Bomben bewegt.

KW 3

»Alternativlos« wird zum Unwort des Jahres 2010 erklärt.

Durch einen unterirdischen Tunnel sind der gestürzte tunesische Präsident Ben Ali und seine Frau nach Karthago und von dort nach Saudi-Arabien geflüchtet. Sie hatten 1,5 Tonnen Gold im Gepäck.

Silvio Berlusconi posiert im Garten der Villa Madama in Rom für Fotos. Mit botoxstarrer Stirn, Messerstrichmund und eng am Körper anliegenden Halbfäusten steht er vor einer Wand aus Efeu. Sein Blick geht schräg nach unten in die kurze Ferne des Wegseins oder Sichwegwünschens, wie der eines ertappten Schülers, der in der Ecke steht – und dabei auf Rache sinnt. Vielleicht fühlt er sich allein, aber er ist es nicht. Nur einen Schritt entfernt von seinem bleichen Gesicht, ebenfalls vor Immergrün, leistet ihm die marmorweiße Büste eines anderen alten, vergessenen Römers Gesellschaft.

GEIST DER PRINZESSIN ROKUJŌ

Über einen Steg gleiten bestrumpfte Füße auf den Schauplatz. Die Prinzessin blinzelt durch fünf Millimeter schmale Augenschlitze, kennt jedoch ihren Weg, bestimmt vom Schicksal und begleitet von Gesang und Musik. Kontrollierte, abgezirkelte Tanzschritte tragen sie voran. Ihre Züge, das Gesicht des Schauspielers nicht ganz verbergend, sind aus Zypressenholz: hoch auf der Stirn der Rußhauch der Augenbrauen, der Mund halb offen vor Leid.

Magisch angezogen von einem roten Kimono, der ausgebreitet auf dem Boden liegt, kommt sie näher. Sie wurde gerufen. Eine Geisterbeschwörerin hat sie gezwungen, dort zu erscheinen, wo der rote Kimono ein krankes, besessenes Opfer bezeichnet.

»Die Rache, die Wut, wie ein Ochsenkarren, immer im Kreis, suchen sie Vergeltung«, rezitiert der erschienene Geist der Prinzessin Rokujō. Einst begegneten zwei Prinzessinnen sich als Liebesrivalinnen auf einem Festplatz des Lebens, und Rokujō musste erdulden, dass ihr eigener Wagen von dem ihrer Konkurrentin, die einen roten Kimono trug, im Gewühl abgedrängt wurde, ebenso wie die andere, glücklichere Prinzessin die Gunst des von beiden begehrten Prinzen eroberte.

Nun dreht sich das Rad der Eifersucht, brennend und unaufhaltsam, und der ruhelose Geist der einstmals und für immer Unterlegenen macht die Siegerin krank.

Es ist Heian-Zeit, 10. Jahrhundert, in der Residenz des Ministers zur Linken. Im Hintergrund wächst aufgemalt eine einzelne, ewige Kiefer. Aufgereiht vor ihr spielen die Musiker Trommeln

und Flöten, rezitieren singend, und manchmal fällt vom rechten Rand der auf den Fersen sitzende Chor ein.

Im nicht verdunkelten Raum entrollt sich der kodifizierte Schmerz bis zum Wahnsinn.

»Die Blüten von gestern sind die Tränen von heute«, klagt Prinzessin Rokujō, neigt ihren Kopf so beherrscht, dass ihr Elend beinahe feinstofflichen Ausdruck findet, vollführt dann aber Schwünge mit ihrem Fächer, die dem liegenden Kimono drohen wie Schläge. Auf ihrem Gewand überdauern Insektenkäfige und Blumen, gewebt, um Vergangenes im Gewebe der Zeit zu halten. Das ist auch die Aufgabe des Nō-Theaters, unverändert aufgeführt seit über sechshundert Jahren.

Während der Geist der Prinzessin zum Maskenwechsel verdeckt am Rand kniet, gleitet bestrumpften Fußes ihr eigentlicher Widersacher auf die Bühne: Ein Abt mit Gebetskette trifft ein in der Residenz des Ministers zur Linken, um dem Unwesen dort ein Ende zu bereiten. Was ihn erwartet, ist Raserei.

Der Geist, erneut erscheinend, enthüllt sich nun als finsternes Zerrbild einer liebenden, ohnmächtig besitzergreifenden Frau. Prinzessin Rokujō hat Hörner und Reißzähne, aufgerissene Augen mit schwarz geweiteten Pupillen, Fledermausohren und schütterere, wilde Haarsträhnen, die sich wie zornige Rinnsale, wie Wutadern auf ihrer Stirn abzeichnen. Ihr riesiges Maul ist dauergefletscht in menschenfresserischer Vorfreude.

Eins geworden mit ihrem Trieb, verbreitet sie nur noch Schrecken – sieht jedoch gleichzeitig aus wie ein Mensch, dessen Gesicht zu der Schreckenslandschaft geworden ist, die ausweglos vor ihm liegt. Die alte Maske, eine Prägeform der Psyche, zeigt in ihren an der Nasenwurzel zusammenlaufenden Lidbögen große Trauer.

Rache und Qual bilden eine unauflöslche Einheit, vor welcher der heilige Mann mit seiner beschwörend geriebenen Gebets-

kette Ausfallschritte tanzt, die von stärkeren Ausfallschritten des Geistes beantwortet werden – so wogt der Kampf eine ganze Weile, unterlegt von Gesang und Musik, bevor er sich zum erwarteten Sieg des Mönchs steigert.

Das war die Lösung.

Die Magie ist ausgetrieben. Sie kauert, von religiöser Magie überrollt, auf dem Schlachtfeld.

Seit sechshundert Jahren gibt es Nō-Theater unter manchmal dunstigem, manchmal klarem Mond in Japan, aufgeführt in rußschwarzen oder stadthellen Nächten. Wären die Dächer der Spielstätten durchsichtig oder gar fortgeweht wie auf manchen Darstellungen alter Holzschnitte, so schaute man von oben hinein und sähe, dass noch immer Masken aus Zypressenholz sich vor Menschen und ihrem ausweglosen Schicksal bewegen.

Der Geist der Prinzessin Rokujō macht die Geste des Weinens. Angedeutet, kurz wie der Luftzug einer ausgeführten Kalligraphie, verharret die flache Hand vor den Augen.

Eine besiegte Gestalt kniet auf ihren Fersen. Dann geht sie langsam gleitend ab:

»Betrachte ich bis zur Morgendämmerung den Mond, so bin ich für ihn nichts als ein unsichtbares Luftgespinst.«

KW 4

Die Regierungspartei »Einiges Russland« lässt unter dem Stichwort »Goodbye Lenin« darüber abstimmen, ob Lenins Leiche aus dem Mausoleum auf dem Roten Platz entfernt und endlich bestattet werden soll.

Eine dreiundzwanzigjährige Pornodarstellerin stirbt bei der operativen Vergrößerung ihres Busens von Körbchengröße F auf Körbchengröße G.

WIE KOMMT DAS NEUE IN DIE WELT? Unter dieser pompösen Frageformel sitzen ein Zeichner und ein Theaterintendant in der Ausstellung des Zeichners zusammen, damit sie, umgeben von Publikum und bald verbrauchter Luft, ein Künstlergespräch darüber führen. Wieder einer dieser gut gemeinten, rundum misslungenen Abende, bei denen alle Beteiligten auf irgendeine Eigendynamik hoffen, die das Gespräch aus der Lähmung durch sein vorangestelltes Motto reißt. Am wenigsten aber weiß die Moderatorin und Gastgeberin, verantwortlich für die Frage, was sie eigentlich wissen will.

Der Zeichner Marcel van Eeden improvisiert mit rotem Kopf; der Theaterintendant Ulrich Khuon, geübt im Umgang mit Menschenmengen, erzählt Anekdoten.

Ich sitze so, dass eine Lokomotive aus den vierziger Jahren, ein Motiv aus van Eedens Serie *Letzte Reise nach Wien* neben mir auf dem Bahndamm vorbeifährt.

Mit Nerostift eher gemalt als gezeichnet, in sämtlichen effektvollen Abstufungen zwischen Schwarz und Weiß aus der Vergangenheit geholt und in die Gegenwart gebannt, braust der kohlschwarze Zug stehend auf seinem Gleis durch die Bildmitte, schwängert den weichen, grauen Himmel der Nostalgie mit enormen Dampfwolken, hält vor seiner Dunkelmasse zwei viel zu kleine weiße Lampen auf die Zukunft gerichtet und erschüttert unter sich den ganzen, in nervöser Schraffur zuckenden Bahndamm.

Dass Marcel van Eeden nur Motive aus der Zeit vor seiner Geburt

im Jahr 1965 umsetzt (und laut eigenem Bekunden noch vierzigtausend dieser potentiellen Bilder auf dem Rechner hortet), ist eine Marotte, die Markenkern werden will; dass er seine Zyklen und Serien mittels Pseudobiographien und Pseudonarrationen vernetzt, ihnen auch vollkommen zufällige Texte unterlegt, die jeder Betrachter zwanghaft in einen Sinn zu drehen versucht, ist so ergiebig wie die Frage »Wie kommt das Neue ...?«. Aber zeichnen kann er!

Und Ulrich Khuon kann erzählen. Als die Redenden in schon verzweifelt stickiger Atmosphäre aufs Scheitern zu sprechen kommen, bekennt er: »Jeden Tag gehe ich ins Theater und arbeite weiter. Schritt für Schritt. Und eines Tages bin ich wieder weg.«

Kann man das Leben besser zusammenfassen?
Dieser Abend war doch nicht ganz missglückt.

KW 5

Auf dem Tahrir-Platz in Kairo: Panzer, Schläger, Demonstranten, Blechplatten als Schutzschilde, herausgerissene Pflastersteine, ausgebrannte Autos, schiefe Straßenlaternen, Bäume ohne Laub.

Eine unabsehbare Menschenmenge
in unübersichtlicher Lage

Europa erfährt mit Entsetzen, dass bitterarme Aufseher im ägyptischen Museum die Vitrinen zerschlagen. Holzfiguren sind aus Totenbarken herausgebrochen. Sogar Götter fehlen.

Müde und alt schaut Europa hinter seinem hoch beladenen Teller auf, starrt über den Rand und schickt Reporter, die mit umgebundenen Halstüchlein von einem Balkon aus über Kairo berichten. Die Stadt liegt bleiern grau hinter ihnen, als sie in die Richtung deuten, aus der zu hören ist, dass scharf geschossen wird.